Somm

Anarchie in Bern

Zurzeit mehren sich die kritischen bis bissigen Artikel über den Bundesrat in den schweizerischen Medien. Selbst die oft eher versöhnliche NZZ wirft der Landesregierung «eigenmächtige Ankündigungen, fehlende Absprachen, Sololäufe» vor und redet einer personellen Erneuerung das Wort – was, wie jeder, der die Mechanik des Gremiums kennt, wohl das Gegenteil bewirken dürfte. Niemand verlässt den Bundesrat – wenn ein Journalist das verlangt. Wo kämen wir da hin?

Selbstverständlich haben alle diese Kritiker einen Punkt – und dann eben wieder nicht. Was man tadelt, oft zu Recht, ist doch seit Jahren der Fall. Gleichzeitig spüren wir alle: Im Vergleich zu anderen Regierungen wie etwa der ukrainischen, die gerade ums Überleben kämpft, oder der deutschen Koalition, die nicht einmal mehr eine Prestigevorlage wie die Impfpflicht durchs Parlament bringt – im Gegensatz auch zum amerikanischen Präsidenten, dessen kommunikative Zurechnungsfähigkeit gelegentlich Zweifel aufwirft, handelt es sich bei den sieben Bundesräten um eine Regierung, wie sie die Eidgenossenschaft sich schon immer geleistet hat: Wir können stolz auf sie sein, weil sie dem entspricht, was wir zwar nicht gerade in die Verfassung geschrieben haben, was aber der Verfassungswirklichkeit entspricht. Wer von der Regierung «Führung» oder «Inspiration» erwartet, ist selber schuld. Liberal ist, wer ohne Bedienungsanleitung denkt und lenkt.

Wir lassen uns gerne von Leuten regieren, die nie auf die Idee kämen, sich für begabter zu halten, als wir selbst es sind. Wenn wir uns über den Bundesrat beklagen, dann schmeckt das stets ein wenig nach Selbsthass, wobei Hass ein zu hartes Wort sein mag. Es ist eher Unzufriedenheit. Schüchtern hassen wir uns, nicht mit Leidenschaft.

Natürlich ist die Kritik auch immer überzogen – das gehört dazu. Schimpfen über die Regierung zählt zu den festen Traditionsbeständen seit 1291, als nach dem Rütlischwur bestimmt einige, die man nicht eingeladen hatte, die Ansprache von Stauffacher für zu provokativ hielten. Musste er von «fremden Richtern» reden? Hatte man die Habsburger auch ausreichend vorgewarnt? Dilettanten auf der Rütliwiese.

Noch – das wissen wir genauso – wird die Schweiz regiert, und zwar weniger schlecht als die meisten Länder dieser Welt. Dass die Medien oft einen anderen Eindruck erwecken, ist Teil unseres Geschäfts. Wie anders sollten wir sonst Aufmerksamkeit erregen? Der Weltuntergang ist immer News, selbst wenn er als eidgenössische Variante daherkommt, was entweder eine Steuererhöhung oder ein klitzekleines Malheur mit der EU ist. Immer stecken wir in der Krise, immer liegt es an fehlenden Absprachen im Bundesrat.

Doch wir Journalisten dürften nicht die einzigen Missetäter sein. Wer das Bundeshaus kennt, weiss, dass die meisten dieser unvorteilhaften «Geschichten» über die Regierung aus dem Parlament stammen: hier ein Parteipräsident, der über den Bundesrat der Konkurrenz herzieht, dort ein Fraktionschef, der von überforderten Beamten im Bundesamt für Soundso weiss, ein Bundesamt, das praktischerweise immer einem Bundesrat untersteht, den man aus parteipolitischen Gründen schon lange auf dem Zahn hat. Ob er ein Genie oder ein Versager ist, spielt keine Rolle, solange er der falschen Partei angehört. So kleinlich sind wir halt – auch die Politiker.

Doch es geht um mehr. Die Intrigen haben auch etwas Gutes, denn sie zeigen, dass das System so betrieben wird, wie wir uns das ausgedacht haben. Denn bei aller Harmoniesucht, die den Schweizer angeblich auszeichnet: Wir haben eine Regierung des permanenten kalten Bürgerkrieges installiert. Anarchie in Bern. Die Schweiz besitzt eine Kollektivregierung, die aus vier Parteien besteht, die sich ständig untergraben, belauern und hintergehen – man nennt diesen Bundesrat am Sonntag auch Kollegialregierung, aber «kollegial» heisst an den übrigen sechs Tagen etwas anderes: «Wie kann ich meinen guten Kollegen als unfähig darstellen, ohne dass dieser merkt, wer dahintersteckt?»

Legionen von persönlichen Mitarbeitern und Kommunikationsbeauftragten schwärmen dann aus, rufen ihre ehemaligen Arbeitskollegen auf den Redaktionen an, stecken ihnen Gift zu, melden Verrat, versorgen sie mit einseitigen Berichten, erzählen Dinge «off the record», nur als «Hintergrund», was in der Regel bedeutet: Unbedingt aufschreiben!

Angesichts dieses gerüttelt Masses von Missgunst und Neid im Bundeshaus können wir froh sein, dass das Bundeshaus am Abend nach wie vor pünktlich abgeschlossen wird.

Markus Somm, Chefredaktor des «Nebelspalters»

Die andere Sicht von Peter Schneider

*«Bis zu einem ordentlichen Gerichtsverfahren gilt bei uns immer noch die Unschuldsvermutung»: Der mutmassliche W.P. aus M. beim Fischen mit seiner Lieblingsangelrute. Foto: Ria Novosti (AFP)

Physiotherapien sollten die erste Wahl sein

Die Behandlungen nützen. Und sie können helfen, die Kosten zu senken – weil bei einer konsequenten Anwendung Operationen meist nicht nötig sind, schreibt **Anke Fossgreen.**

Sie sei zu teuer, bemängelte kürzlich der Krankenkassenverband Santésuisse. Die Kosten haben sich in den letzten zehn Jahren verdoppelt. Sie sei nicht besser als eine Scheinbehandlung zum Beispiel mit Nahrungsergänzungsmitteln, fand zudem ein Forscherteam heraus.

Die Physiotherapie steht auf dem Prüfstand. Dabei ist längst bewiesen: Sie hilft – und das sogar sehr gut.

Doch zunächst: Was ist überhaupt eine Physiotherapie? Wer mit schmerzenden Muskeln oder Gelenken zur Therapeutin geht und – ohne viel selber zu tun – auf schnelle Besserung hofft, könnte enttäuscht werden.

Früher war es zwar gängig, dass der Therapeut vielleicht eine Fangopackung auf die schmerzenden Stellen legte oder die Betroffenen an ein Gerät anschloss, das eine Elektrotherapie versprach, auch Ultraschall kam zum Einsatz. Das alles half vielleicht kurzfristig etwas, wissenschaftlich bewiesen ist ein Erfolg dieser Methoden aber nicht.

Die moderne Physiotherapie, die seit 15 Jahren an den Fachhochschulen gelehrt wird, setzt vor allem auf Hilfe zur Selbsthilfe. Gut erforscht und nachhaltig wirksam sind die aktiven Bewegungsübungen. Es heisst also für die Betroffenen: In die Sportkleider und turnen! – Und das nicht nur in der halben Stunde bei der Physio, sondern auch zu Hause.

Wer gewissenhaft dranbleibt, kann ebenso gut profitieren wie jemand, der oder die sich an Knie, Rücken oder Schulter operieren lässt. Das ist bei Arthrose, Bandscheibenvorfällen und sogar Kreuzbandrissen bewiesen. Nur für einen Bruchteil der Patientinnen und Patienten, die wegen solcher Schmerzen behandelt werden, ist tatsächlich eine Operation die einzige Möglichkeit.

Die Mehrheit kann von physiotherapeutischen Übungen profitieren. Würde dieses Wissen, das längst in den Behandlungsempfehlungen festgehalten ist, konsequent umgesetzt, dann wäre die Physiotherapie für die Krankenversicherer sogar günstiger. Allerdings müssten dazu die hohen Kosten für die Operationen wegfallen.

Anke Fossgreen,
Teamleiterin Wissen

Homeoffice: Jetzt sind die Chefinnen und Chefs gefordert

Wann arbeiten wir im Büro? Wann zu Hause? Wichtig ist jetzt, dass Vorgesetzte mit ihren Teams neue Vereinbarungen festlegen, folgert **Edith Hollenstein.**

Für manche Firmenchefs ist Homeoffice eine Fehlentwicklung, die sie so schnell wie möglich korrigieren möchten. Müssen wir also davon ausgehen, dass bald alles wieder so ist wie früher? Fünftagewoche im Büro, wie vor der Pandemie?

Nein. Auch das andere Extrem des ewigen Homeoffice für alle wird sich nicht durchsetzen. Vielmehr werden viele von uns zu hybriden Teams gehören, bei denen einige vollständig von zu Hause aus arbeiten, andere zu 100 Prozent im Büro. Und viele werden sich ihre Zeit zwischen diesen beiden Orten aufteilen.

Lohnt sich heute der Weg ins Büro? Viele Angestellte dürften sich das regelmässig fragen. Statt dorthin zu pendeln, könnten sie daheim in der eingesparten Zeit etwa die Bettwäsche waschen, eine Runde joggen oder die Kinder etwas früher von der Kita abholen – und später, nach dem Nachtessen, nochmals eine Stunde E-Mails bearbeiten.

Wichtig ist jetzt, dass die Vorgesetzte jetzt mit ihren Teams zusammensitzen und gemeinsam neue Vereinbarungen festlegen. Wann treffen wir uns im Büro? Wann arbeiten wir ortsunabhängig? Wann ist Feierabend? Wie stellen wir sicher, dass alle Teilnehmenden, von wo auch immer sie sich zu Besprechungen zuschalten, alles mitbekommen und sich nicht ausgeschlossen fühlen?

Ziel muss sein, einen Weg zu finden, damit das Unternehmen produktiv bleibt, aber gleichzeitig die Angestellten zufrieden sind und motiviert bleiben.

Die Pandemie hat die Prioritäten verschoben. Bei vielen steht nicht mehr die Arbeit ganz oben, sondern Gesundheit, Familie oder Freizeit. Bei den Jungen zwischen 20 und 40 Jahren ist das noch wichtiger.

Die Generation, die mit Smartphone und Social Media aufgewachsen ist, sieht in flexiblem Arbeiten alles andere als eine Fehlentwicklung. Firmen, vor allem im Dienstleistungssektor, müssen das berücksichtigen, wenn sie gute Mitarbeitende anstellen und behalten wollen.

Edith Hollenstein,
Wirtschaftsredaktorin